

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 50 (1979)
Heft: 2

Artikel: "Wenn alles gut geht" : "Altersfragen in der Schweiz" - neu im Frühjahr
Autor: Heinser, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Altersfragen in der Schweiz» – neu im Frühjahr

Zurzeit wird der Kommissionsbericht «Altersfragen in der Schweiz» überarbeitet und revidiert bzw. neu geschrieben. Er soll — «wenn alles gut geht» — im kommenden Frühjahr erscheinen. Zu den Mitgliedern der eidgenössischen Kommission, die sich mit dem Geschäft der Ueberarbeitung befasste, gehörte auch Dr. Felix Heinser, Mitarbeiter im Zentralsekretariat der Schweizerischen Stiftung für das Alter Pro Senectute. Anlässlich der 10. Fortbildungstagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal vom 8./9. November 1978 in Zofingen orientierte Dr. F. Heinser über den Stand der Kommissionsarbeiten.

Ich wurde 1976 als Sekretär einer eidgenössischen Kommission angestellt. Diese Kommission umfasste Fachleute aus allen Bereichen der Altersproblematik: Soziologen, Altersheimleiter, Mediziner, Vertreter der ambulanten Dienste, der öffentlichen Fürsorge usw. Der Auftrag der Kommission bestand darin, das Buch «Die Altersfragen in der Schweiz» zu überarbeiten. Im Laufe der Arbeit stellte sich heraus, dass es grösstenteils neu geschrieben werden musste. Gegenwärtig liegt ein gemischtsprachiges Manuskript vor. Im Laufe des Winters werden die französischen Teile ins Deutsche, die deutschen Abschnitte entsprechend ins Französische übersetzt. Wenn alles gut geht, werden diese beiden Versionen im Frühjahr 1979 erscheinen.

Dies ist der gegenwärtige Stand der Kommissionsarbeiten. Ganz allgemein muss ich den folgenden Ausführungen noch vorausschicken, dass ich meine persönliche Meinung zum Ausdruck bringe und weder im Namen der Kommission, des Bundes noch einer andern Organisation spreche.

Die erwähnten zweijährigen Kommissionsarbeiten haben mich nicht zu einem Altersexperten gemacht. Aber ich weiss heute besser als vor zwei Jahren, wo wir uns auf festen Grundlagen bewegen und wo die grossen Löcher liegen.

Was wissen wir über die Situation der alten Menschen in der Schweiz?

Kurz gesagt: Wenig, fast nichts. Und dieses Wenige liegt nicht offen zutage, allzu oft wird es durch Vorurteile, vorschnelle Schlüsse oder Schlagworte verdeckt. Vielleicht wäre es am besten, für einmal alles zu vergessen, alles Wahre, Halbwahre und Falsche und bei Null neu zu beginnen.

Ich möchte den Stand unseres Wissens an zwei Beispielen erläutern:

1. Artikel 34quater BV

Dieser Artikel enthält den Satz «Die Renten sollen den Existenzkampf angemessen decken.» Zunächst erscheint nichts sicherer als die Bundesverfassung,

auf welcher unser Staatswesen beruht und welche auch eine wesentliche Grundlage der ganzen Alterspolitik bildet. Doch der Schein trügt. Sie können die Probe aufs Exempel selber machen. Fragen Sie heute oder morgen die Teilnehmer dieser Tagung über die Höhe des Existenzbedarfes und welche Höhe angemessen sei. Sie werden vermutlich verschiedene Antworten bekommen, Antworten, die auch stark voneinander abweichen werden. Denn: Was die Betagten zum Leben brauchen und inwieweit ihre Bedürfnisstruktur von derjenigen der Erwerbstätigen abweicht, ist weitgehend unbekannt. Die Formulierung der Bundesverfassung verbirgt unser Unwissen über die tatsächlichen Verhältnisse.

2. Altern der Bevölkerung

Es ist fast schon Mode geworden, in dramatischen Worten von «Ueberalterung» und «Altersexplosion» zu sprechen. Daraus wird dann häufig geschlossen, dass damit die Gesamtbelastung der Erwerbstätigen notwendigerweise auch zunehme.

Davon abgesehen, dass der Anteil der Betagten und vor allem der Hochbetagten in nächster Zeit nur langsam wächst und schon gar nicht explodiert, ist die Behauptung der zunehmenden Belastung der Erwerbstätigen — zumindest, wenn man dies aus der demographischen Entwicklung schliessen will — falsch. Denn: Wohl nimmt der Anteil der Betagten zu, gleichzeitig geht aber jener der Kinder und Jugendlichen zurück. Deshalb bleibt das Verhältnis zwischen den potentiell Erwerbstätigen (15—64 Jahre) und den Jungen und Betagten zusammen über das Jahr 2000 hinaus praktisch konstant.

Durch unzulässige Vereinfachungen und Dramatisierungen und das Schüren von Ressentiments («Erwerbstätige als Lastesel der Gesellschaft») wird Angst gesät und ein rationaler Dialog verhindert. Die Geschädigten sind nicht zuletzt die Betagten, um die es ja eigentlich ginge.

Diese zwei Beispiele liessen sich auch im Bereich der Altersheime beliebig vermehren. Ich denke dabei weniger an die baulichen Aspekte als vielmehr an Fragen des Zusammenlebens im Heim und mit Personen ausserhalb des Heims.

Weshalb wissen wir so wenig über die Situation der Betagten?

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, möchte ich zu diesem Punkt einige Ueberlegungen anfügen, die mir wichtig erscheinen.

— In vielen Bereichen ist ein entsprechendes Wissen schlicht und einfach nicht vorhanden. Ich komme zurück auf die Frage des Existenzbedarfes. Hier hat man sich bis anhin mehr oder weniger im luftleeren Raum bewegt. Grundlagen gab es einzig für die Erwerbstätigen. Auf Anregung unserer Kommission hat das BIGA 1977 erstmals eine Untersuchung über die Struktur der Ausgaben von Rentnerhaushalten durchgeführt. Diese Untersuchung wird in den nächsten Jahren durch das BIGA fortgesetzt. Es besteht also die berechtigte Hoffnung, dass wenigstens diese Lücke in Zukunft geschlossen werden kann.

— Manchmal wäre das Wissen zwar vorhanden, aber es wird streng geheim gehalten und schon gar nicht spontan weitergegeben. Dieser Egoismus im Bereich des Sozialwesens muss in nächster Zeit abgebaut werden. Denn wir werden über die Situation der

Betagten erst dann mehr wissen, wenn wir verstärkt zusammenarbeiten. Sei das nun als Altersheimleiter mit den ambulanten Diensten, als Fürsorgedirektor mit dem Gesundheitsdirektor oder als Praktiker mit den entsprechenden Wissenschaftlern.

— Damit komme ich zu einem weiteren Punkt. Praktiker, das heisst Leute, die tatsächlich mit Betagten zu tun haben, und Wissenschaftler verstehen sich vielfach schlecht. Praktiker gehen von der unmittelbaren Erfahrung aus. Sie sehen Betagte leibhaftig vor sich, die konkreten Einzelfälle. Umgekehrt streben Wissenschaftler gerade nach der Abstraktion vom Einzelfall. Sie wollen zu allgemeinen Aussagen kommen. Sie reduzieren die Vielfalt des Wirklichen auf abstrakte Begriffe und sprechen zudem eine schwer verständliche Sprache.

Die Folge der unterschiedlichen Interessen und der verschiedenen Sprache ist, dass es mit der Zusammenarbeit harzt. Praktiker schlagen wertvolle Erkenntnisse in den Wind, Wissenschaftler sehen bestehende Vorurteile über soziale Institutionen bestätigt. Die Folgen davon sind: Eine gewisse Orientie-

Inhalt des Altersberichtes

1 Altern der Bevölkerung	— Gründe — Altersstruktur
2 Medizinische Aspekte	— Alterskrankheiten — Altersgebrechen — psychische Krankheiten
3 Psychologische und soziologische Aspekte	— Entwicklungsaufgaben im Alter — Alterstheorien
4a Wirtschaftliche Situation	— Einkommen — Vermögen — Ausgabenstrukturen
4b Ersatzeinkommen	— Säulen der Altersvorsorge — Krankenversicherung — Unfallversicherung
5 Wohnprobleme	— Wohnen im Privathaushalt — Alterswohnungen — Altersheime — Pflegeheime
6 Berufstätigkeit, Freizeit	— Berufstätigkeit — Altersvorbereitung — Freizeitaktivitäten
7 Soziale Dienste	— Beratung — Haushalthilfen — Pflege
8 Personal	— Ausbildung — Bedarf
— Postulate	

rungslosigkeit auf der einen, leere Begriffe und grosse Wissenslücken auf der anderen Seite. Aus unseren Ueberlegungen lässt sich für die Verbesserung des Wissensstandes stichwortartig folgendes ableiten:

- Mehr und bessere Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern und Praktikern,
- Abbau des bestehenden Egoismus zwischen und innerhalb von Institutionen
- mehr Teamarbeit,
- Förderung der gerontologischen Forschung.

Was bringt der Altersbericht?

Natürlich konnten wir in der kurzen Zeit und mit den beschränkten Mitteln nicht alle Lücken schliessen. Eigentliche Forschungsarbeit hat die Kommission nicht geleistet. Dagegen haben wir alles in der Schweiz verfügbare Wissen zusammengetragen, zusammengefasst und in einem neuen Altersbericht dargestellt. Mit Ausnahme des demographischen und

zum Teil auch des medizinischen Teiles wurde der ganze Altersbericht praktisch neu geschrieben. Als eine wesentliche Ergänzung enthält die Neufassung nun auch einen Abschnitt über das Altern in der Gesellschaft. Das heisst, es werden neben den biologischen auch die psychologischen und sozialen Bedingungen des Alterns dargestellt. Das Schema auf der gegenüberliegenden Seite gibt einen Ueberblick über den Inhalt des Altersberichtes.

Dieses Schema enthält in allgemeiner Art die Hauptpunkte des bestehenden und zukünftigen Altersberichtes.

Der revidierte Altersbericht wird für alle, welche mit Betagten zusammenarbeiten, ein gutes Arbeitsinstrument abgeben. In ihm wird der heutige Stand der Kenntnisse übersichtlich dargelegt. Aber die Meinungen, welche in ihm ausgedrückt werden, sind nicht heilig. Er entbindet Sie nicht vom eigenen Denken. Er soll die ersten Schritte erleichtern, den Rest des Weges müssen Sie selber gehen.

Lebensqualität im Pflegeheim

Von Peter Staub, Riggisberg

Lebensqualität im Pflegeheim: Wer sich nach den mehr oder weniger unklaren Vorstellungen richten wollte, die sich die Oeffentlichkeit vom Leben in einem Pflegeheim zu machen pflegt, könnte sich auf Anhieb versucht fühlen, zu diesem Titel ein Fragezeichen zu setzen. Für die Führung eines Pflegeheims steht aber die Förderung der Lebensqualität im Mittelpunkt aller Bemühungen. Sind die Heimbewohner wirklich Patienten? Wie ist ihre Betreuung möglich und wo lauert die Gefahr der Infantilisierung? Von diesen und anderen Fragen handelt der hier abgedruckte Aufsatz, der mit freundlicher Erlaubnis der Zeitschrift «Agogik» (Heft Nr. 2/3, 1978) entnommen ist. Der Verfasser ist Leiter eines Grossheims im Kanton Bern. Er wird als Mitglied einer Podiumsrunde («Das unheimliche Heim») an der VSA-Tagung 1979 in Interlaken mitwirken, die dem Thema «Leben mit der Angst» gewidmet ist.

Oft stellen wir fest, dass in der Oeffentlichkeit keine klare Vorstellung darüber besteht, was eigentlich ein Pflegeheim ist oder was es sein sollte. Man hört etwa, ein Pflegeheim sei eine Art Spital, denn es würden ja dort auch Patienten von Schwestern gepflegt. Ganz selbstverständlich wird dann ebenfalls angenommen, dass die Patienten im Pflegeheim glücklich sein müssen, wenn das Gebäude neu und modern ist und Mobiliar und Einrichtungen dem neuesten Stand der Technik entsprechen. Damit können wir jedoch die Lebensqualität im Heim nicht entscheidend beeinflussen. Solche Tatsachen dienen vielmehr als nützliche Argumente für die Personalwerbung und manchmal auch für die Gewinnung von neuen Pensionären. Sie sind ein Erfolgserlebnis für die Politiker, ein Beweis ihrer Tatkraft. Für uns alle sind sie aber auch ein Pflasterchen auf unser doch etwas angeschlagenes Gewissen gegenüber den dauernd Pfl-

gebedürftigen und den Betagten. Sind es nun im Spital vor allem medizinische und pflegetechnische Forderungen, welche zum Beispiel die bauliche Gestaltung, die Organisation und die Auswahl des Personals bestimmen, so rücken im Pflegeheim andere Kriterien in den Vordergrund.

Das Pflegeheim als letztes Zuhause

Der Eintritt in ein Pflegeheim erfolgt nicht in Erwartung der Genesung wie im Spital. Er ist sogar oft dem freien Entscheid des künftigen Pensionärs entzogen. Bei den Entscheidenden, meist Angehörige oder Behörden, verbindet sich mit diesem Schritt die Hoffnung auf eine möglichst lange Erhaltung des physisch, geistig und psychisch geschwächten, vorwiegend betagten Menschen, dem sogenannten «Chro-